

Georg Christoph Tholen

Anthropologie nach dem Tode 'des' Menschen.

Notizen zu Paragrana - Internationale Zeitschrift für Historische Anthropologie (Akademie Verlag, Berlin)

erschienen in: *Fragmente. Schriftenreihe für Kultur-, Medien- und Psychoanalyse, Bd. 46*
[*Heilloses Lachen. Fragmente zum Witz*], Kassel 1994, S. 207-212)

Der Anspruch der Anthropologie, das universale Wesen des Menschen bestimmen zu wollen, scheitert an sich selbst: In zeitlosen Normen und geschlossenen Bildern ist der Mensch nicht zu fixieren, er bleibt notwendig und unhintergebar an Sprache, sein unwegiges 'Geschick', gebunden. Denn Sprechwesen sein heißt: im end-losten Zwischenraum der Artikulation deren Unvollständigkeit wiederfinden zu müssen - ohne tröstenden Ursprung und stillstellendem Ziel. Der Platz des Menschen zwischen Natur und Kultur widersteht den Anweisungen, die man ihm zumutet. So erwies sich gerade die wohlmeinende, rousseauistische Suche nach der verlorenen Natur oder Unmittelbarkeit des Menschen als ein höchst artifizierter und beschränkter Diskurs der Anthropologie. Dessen Desillusionierung zeigte noch mehr: Jede Fiktion einer natürlichen Gemeinschaft jenseits oder vor dem Gesetz (der Sprache) droht zum Mythem einer absoluten Geltung sich aufzuspreizen, d.h. mithin zum Diktat von Gehorsam und Unterwerfung. In Mißkredit geriet der beschwörende Gestus anthropologisch sich legitimierender Weltanschauung hierzulande spätestens dann, als deutsche Volkskundler das Eigene als das Nicht-Fremde in Gestalt einer ursprungsmythisch verklärten 'völkischen Natur' zu propagieren begannen. Jenseits von Weltanschauung und Positivismus kann es Anthropologie allenfalls als Negative geben. Ihre Minimalbedingung wäre eine in Gegenstands- und Methodenwahl durchgängig kulturhistorische Orientierung. Ferner ist unabdingbar eine transdisziplinär ausgerichtete Skepsis gegenüber den Humanwissenschaften, insoweit sie den Menschen in ihren diskursiven Prozeduren einfrieden, und zwar auch dann noch, wenn sie in vermeintlicher geschichtsphilosophischer Spekulation sein angebliches 'Ende' betrauern oder feiern.

In diesem Sinne behutsam und bar jeder Finalisierung - so präsentiert sich im noch unmarkierten Feld einer Historischen Anthropologie seit 1992 eine neue Zeitschrift. Sie versucht die Idee einer Archäologie der Humanwissenschaften (Foucault) fortzuschreiben bzw. neu zu beleben.

Herausgegeben wird sie im Forschungszentrum für *Historische Anthropologie* an der Freien Universität Berlin, von einem Kreis von Wissenschaftlern (Carsten Colpe, Gunter Gebauer, Dithmar Kamper, Dieter Lenzen, Gert Mattenklott, Alexander Schuller, Jürgen Trabant, Konrad Wünsche und Christoph Wulf [Geschäftsführender Herausgeber]), der bereits seit mehreren Jahren unter

gleichem Titel eine mehrbändige Schriftenreihe im Dietrich Reimer Verlag betreut. Und wie schon die hier erschienen Bände großenteils auf Vorträge von internationalen Colloquien zurückgreifen konnten, deren besonderes Merkmal war, sich bewußt mit zum gängigen Wissenschaftsverständnis querliegenden Themen zu beschäftigen, so trägt auch die neue Zeitschrift vorwiegend (aber nicht ausschließlich) colloquiale Beiträge zusammen.

Paragrana - ein seltsamer und selten schöner Titel, der den eigenwilligen Stil von Essays erahnen läßt, den die Herausgeber sich und den Lesern wünschen: - Kleine Geankenkörner, die neben dem Gewohnten und Gewöhnlichen aufmerksam machen sollen auf scheinbar Nebensächliches und Randständiges (oder nur Vergessenes). Dieses also fokussierend (vielleicht sogar im Sinne Derridas *remarkierend*), versammeln die bisherigen thematisch unterschiedenen Hefte verstreute Aufsätze, die die heterogene Streuung ihrer ausgewählten Phänomene "im Spannungsfeld zwischen Geschichte, Humanwissenschaften und Anthropologiekritik" (Impressum) zu situieren versuchen. Ein nicht unbescheidenes Anliegen, welches - vergleichbare Erfahrungen bestätigen dies - redaktionelle Geduld und herausgeberischen Langmut voraussetzt. So verwundert es kaum, daß die angestrebte Kohärenz der Vielfalt in den drei bisher vorliegenden Heften nicht in gleicher Weise gelingen konnte. Doch finden sich zu jedem Schwerpunktthema Querbezüge zwischen den einzelnen Beiträgen genug, so daß der Leser sich mit dem Gestus eines genuinen transdisziplinären Denkens vertraut machen kann.

Miniatur ist das Rahmenthema des ersten, 1992 erschienen Bandes. Er vereinigt - in einem sehr weiten Verständnis von Mikrologie - Texte über unscheinbare und doch mit magischem Bann versehene Ensembles und Gesten des Alltäglichen, Spielerischen und Rituellen. Ihr Spektrum reicht von Reflexionen über den magischen Drang, das Universum 'im Kleinen' verfügbar zu haben (der sich am Microtheater [*C.D. Rath*], aber auch an rituell verwendeten Schmuckgegenständen wie dem japanischen Netsuke [*A. Schuller*] ablesen läßt), bis zur selbstironischen Verteidigung von Modelleisenbahnen, die - kaum zu glauben - von einer mehr als humorlosen Spielzeugpädagogik - bisweilen als nutzloses, luxurierendes, ja sogar 'undeutsches' Spielzeug verfehmt wurde (*D. Lenzen*). Mikrologisch in einem freilich anderen Sinn sind die Beispiele zur Mikrophysik der Macht, die das Heft vorstellt: Ob und wie im Zeitalter der Siliziumchips die Macht sich verkleinert, bzw. im Kleinen allererst vergrößert, zeigen u.a. die Beiträge von *F. Kittler* (Protected Mode) und *J. Baudrillard* (Das System der Objekte). Während der erstgenannte unter diskursanalytischem Vorzeichen auf der technischen Ebene von Betriebssystemen und deren Programmierung die Effekte einer nicht mehr von bzw. in Bibliotheken archivierbaren Macht als die ihrer Zugangsbedingungen analysiert, d.h. als in der Architektur der Chips eingewanderte und dort sich

abschirmende Befehls- und Kontrollhierarchie, sieht Baudrillard in der sich miniaturisierenden Welt kybernetischer Simulationen die Gefahr der Loslösung der Technik von der sinnlichen Erfahrung des Menschen, genauer: die Aufspaltung seiner Körperfunktionen in pure Kontroll- und kompensatorische Spielgesten.

Fehlen darf unter dem Titel der Miniatur nicht deren eigene begriffsgeschichtliche Herkunft: in seiner überaus informativen und essayistisch gelungenen Recherche ruft *J. Trabant* die "verschütteten zinnoberroten Ursprünge" (*minium*) des Wortes Miniatur in Erinnerung und ihre Umschreibung zum 'Minimalen', die erst auf dem Umweg über die kleinformatische Buchmalerei möglich wurde. Ähnlich bedeutsam ist für das Denken eine andere 'geringfügige Schrift': *H.D. Bahr* analysiert in seinem Aufsatz die niemals im Register des großen Sichtbaren spiegelbare Unsichtbarkeit des Signifikanten. Dessen gleichsam minimale Distanz, die in keinem Buchstaben als solchem auftaucht, markiert das Denken einer A-Präsenz, von der aus erst sich die phantasmatischen Bilder der Anthropologie als imaginäre Effekte einer bisweilen gewaltsamen Idolatrie (*D. Kamper*) buchstabieren lassen. Ein prominentes Beispiel für nur scheinbar idyllisch harmlose Idole ist gewiß das miniaturverliebte Euro-Disneyland, in dem es - so *C. Wulfs* bissige Satire - 'keine Krisen oder Katastrophen' gibt, sondern ausschließlich 'präformierten Sinn' und 'entsexualisiertes Glück'.

Als vorbildlich für die Kunst des transdisziplinären Essays möchte ich noch zwei weitere Beiträge in dem Band genannt haben: *Y. Ehrenspeck* resümiert den dem Ab- und Zufälligen zugewandten Blick Adornos, Blochs und Benjamins, und in ihm die demütisierende Kunst einer Spurenlese, die konventionellen Begriffsnetzen sich entzieht. Daß mit und nach der Wiederlektüre Saussures die von der Methaphysik unterbelichtete Funktion der Artikulation von Zeichen, in der sich Welt allererst durch Teilung mit-teilt, lesbar, und von hier ausgehend mit epistemologischer Verspätung auch die Demontage vollständig abbildbarer Unteilbarkeit denkbar wurde, rekonstruiert *B. Vief* in seinem hervorragenden Beitrag mit dem Titel 'Die Bits als Elementarzeichen. Vereinfachung, die im Zwiefachen endet.'. Der Text scheint mir für eine kulturkritisch nicht verengte Theorie semiotischer Maschinen grundlegend, weil er aufmerksam macht auf die von den Humanwissenschaften kaum registrierte Erkenntnis, daß wie zuvor schon in der Physik nun auch in der Informatik ein Unschärfeprinzip gegeben ist, d.h. ein eröffnender Riß des Symbolischen, der allererst zwischen Mensch und Maschine ihre Vermittlung bzw. ihre Medialität (und nicht ihre vermeintliche Austauschbarkeit) zu denken gestattet.

Dominanz oder Hypertrophie des Auges einerseits, Benachteiligung des Ohrs oder, noch schärfer, Hörverachtung andererseits - nicht von ungefähr hat sich dieses konfliktreiche Thema in den letzten Jahren zum Kernpunkt einer Historischen Anthropologie verdichtet. Gewiß auch deshalb, weil die in der Geschichte des Denkens von diesem unbemerkte Okulartyrranis (*U. Sonnemann*) ihren inneren zwang zur Verräumlichung der Zeit spätestens durch die Befunde Paul Virilios über die imperiale Telepräsenz menschenferner Sehmaschinen nach außen kehrte. Und in der Tat bestätigt eine kaum noch überblickbare Anzahl kulturwissenschaftlicher Studien den dem Sehen eigenen, imaginären Zug des Totalisierens. Lehrbeispiele hierfür bieten die Philosophiegeschichte, das panoptische Kontrollwissen der Humanwissenschaften, aber auch einseitig am Sehprimat ausgerichtete Theorien ästhetischer Wahrnehmung. Zu diesem Thema also finden sich in dem zweiten Band von Paragrana (1993) weiterführende und detailreiche Beiträge (*C. Wulf, K.J. Pazzini, M. Mixner, M. Moser* u.a.).

Doch das Ohr als Horizont einer neuen Bestimmung des Denkens (*D. Kamper*) bzw. einer Umwertung der Sinne hat es nicht einfach. Seine erkenntniskritische Alternative ist nur eine, wenn sie die Wertachse der Hierarchie der Sinne nicht nur umpolt, sondern als solche dekonstruiert. Denn das durch das Auge ersetzte Ohr - als pure Sinnlichkeit genommen - garantiert keine Umkehr; nur aufgewertet und vergrößert, enthüllt es, wie Nietzsche schon wußte, nicht seine Unschuld, sondern seine Anfälligkeit für Gehorsam und Hörigkeit.

M. Wimmer entkommt in seinem wegweisenden Aufsatz diesem Dilemma und gibt die Voraussetzungen zu bedenken, derer es bedarf, um die vergessenen 'kleinen Wahrnehmungen' (Leibniz, Deleuze), die gewiß einer 'akroamatisch wahrgenommenen Welt' (*J. Trabant*) eher zugänglich sind, freizulegen. Die in der Philosophiegeschichte zu entziffernde Metaphysik der Präsenz - so Wimmer - privilegiert die Fiktion einer absoluten Nähe, die dem Auge wie dem Ohr zugeeignet, zugesprochen wurde. Die Selbstaffektion des Sich-sprechen-Hörens (Phonozentrismus) wie die imaginäre Verkennung des 'Sich-sehen-Sehens' (Logozentrismus) verkreuzten sich zum wirkmächtigen 'Präsenzmodell des räumlich Sichtbaren', demzufolge die Idealität des Sinns mit sich identisch, d.h. distanzlos zusammenfallen soll. Diesem Dispositiv einer gleichsam überzeitlichen Selbstpräsenz ist es geschuldet, daß es kein Außen, bzw. dieses nur als ein anzueignendes Fremdes geben soll. Hört man indes, wie Wimmer im Anschluß an Lacan ausführt, auf den Spalt, der Hören und Sehen in sich selbst distanziert, d.h. auf den Anderen bezieht, dann

läßt sich eine 'polyphone Unstimmigkeit' jenseits des Visualprimats entdecken; und mit ihm das Paradox, das das Antlitz des Anderen (*Levinas*) uns als ein Sprechen verantwortet. In diesem Sinne ist eine auralgespannte 'Mimesis' (*C. Wulf*) in der Bildkunst wie in der Musik (aber auch in der körperlichen Ästhetik des Tanzes) erst noch freizulegen. Davon handeln weitere Beiträge in diesem, in seiner thematischen Konzentration besonders gelungenen Heft.

Ob und wie Kultur uns angeht - 'Dos Culture matter?'- untersucht der dritte, 1994 erschienene Paragrana-Band. In der ersten Hälfte des mit über zweihundert Seiten recht voluminösen Heftes sind lose verbundene Beiträge zu finden. Hervorheben möchte ich *S. Weigels* Beitrag über Aby Warburg, dessen Werk sie zum Anlaß nimmt, die Umrisse einer differenztheoretisch und semiotisch orientierten Kulturanthropologie zu skizzieren. Ohne diese noch zu leistende Reformulierung blieben die prekären Zesuren der Wissenschaftsgeschichte der Anthropologie, namentlich die der 'völkischen Weltanschauung' von 1933 verdeckt und vergessen.

Erwähnen möchte ich auch die minutiöse Literaturanalyse *G. Treusch-Dieters*, die an Hand Ingeborg Bachmanns Erzählung *Alles* (1959) die genealogischen Machtbeziehungen in den Spracherneuerungsprogrammen untersucht, die dem Kind in seiner Erziehung zugemutet werden - als unbegriffene Vorschrift des 'Namen des Vaters', der sich in Schuld- und Opferbeziehungen 'fortpflanzt'.

Im zweiten Teil löst der Band - zum Thema Soziologie der Kultur - das ein, was ich als Kunst der essayistischen Verdichtung eingangs erwähnt habe. So beginnt *M. Maffesoli* die kulturtheoretische Debatte ausgehend von der Diskussion über das 'Ende der Moderne', referiert klassische Positionen der Soziologie (Berger/Luckmann, Weber) aber auch postmoderne Ansätze wie die von G. Vattimo um abschließend an die Soziologie der Alltagskultur als nicht zu vernachlässigendes Konstituens der 'sozialen Matrix' zu erinnern. *J. Le Riders* Plädoyer für eine historische Anthropologie enthält einen ideengeschichtlich informativen Überblick über die gerade für den deutsch-französischen Kulturaustausch nicht unproblematische und mit Mißdeutungen beladene Entgegensetzung von *Kultur* und *Zivilisation*. *T. Maranhos* englischsprachiger Text 'The Public as Subject, as Sphere, and Face' leistet noch mehr: eine präzise Rekonstruktion der Habermasschen Theorie vom 'Strukturwandel der Öffentlichkeit' bis zur 'kommunikativen Lebenswelt' um sie sodann mit den Philosophen der Alterität (insbesondere denjenigen von *Levinas*) zu konfrontieren. Er weist in immanenter Lektüre den Dialogkonzepten von Kommunikation und Konsens innewohnenden

Zwang zur Totalisierung und Unifizierung nach, insofern er geschuldet ist dem unmerklichen Übersehen der gründenden Funktion der `dritten' Person, also dem Außerachtlassendes "intervalls between self and the other".

Nicht minder lehrreich ist der Beitrag von *K. Eder* zu einer `postklassischen Theorie der Kultur, zum einen deshalb, weil der Leser über die wichtigsten theoretischen Positionen der neueren Kulturosoziologie informiert wird, zum anderen, weil der Autor gegenüber den homogenisierenden Verfahren herkömmlicher Soziologie plausibel macht, wie unabdingbar heterogene und scheinbar paradoxe Kategorien sind, um Macht und Kommunikation nicht als Gegensatz, sondern als chiasmisch verflochtene Beziehung zu begreifen.

Auch die letzten drei Beiträge, dank ihres direkteren Intervenierens in die zeitgenössischen kulturpolitischen Debatten (*H. Schwengel* über komplexe Strategien einer europäischen Kultargesellschaft; *C. Wulf* über Erlebniskult bzw. ihren Widerpart: Die mimetische Kultur als `Erinnerung an das Neue' (Benjamin); *W. Welsch* über Transkulturalität als (einzige) Chance gegenüber kleinen und großen Fundamentalismen), sind eine lohnenswerte Lektüre und runden das Thema ab, ohne es abzuschließen.